

BREGJE HOFSTEDE

## Verlangen



BREGJE HOFSTEDE

# Verlangen

ROMAN

Aus dem Niederländischen von Christiane Burkhardt

OKTAVEN

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Die Originalausgabe mit dem Titel *Drift* erschien 2018 bei Das Mag Uitgevers in Amsterdam

1. Auflage 2020

**Oktaven**

ein Imprint des Verlags Freies Geistesleben  
Landhausstraße 82, 70190 Stuttgart  
www.geistesleben.com

ISBN 978-3-7725-3019-7

Ⓜ auch als eBook erhältlich

Copyright © 2020 Verlag Freies Geistesleben  
& Urachhaus GmbH, Stuttgart  
Gestaltungskonzept: Maria A. Kafitz  
Umschlagfoto: Temaelkedial/photocase  
Lektorat: Janine Malz  
Satz: Bianca Bonfert  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany



Ich mag ruhig deinen Namen auf mein Werk schreiben, in Wirklichkeit ist es für «sie» (die anderen, die Leser) geschrieben. (...) Wenn ich schreibe, muss ich mich folgender Gewissheit anheimgeben (die mich, je nach meinem Imaginären, erschüttert): es gibt keinerlei freundliches Entgegenkommen im Schreiben, eher Terror: es benimmt dem Anderen den Atem, der weit entfernt, darin die Gabe zu sehen, aus dem Schreiben die Bejahung von Herrschaft, Macht, Wollust, Einsamkeit herausliest. Daher das grausame Paradox der Zuneigung: ich will dir um jeden Preis zukommen lassen, was dich erstickt.

Roland Barthes

Fragmente einer Sprache der Liebe



PROLOG 9

I. ES WAR EINMAL 11

II. DIE ANDEREN 177

III. UNTERWELT 369





## PROLOG

Es gibt unzählige Mythen, in denen jemand von einer rätselhaften Gestalt ein einziges Verbot auferlegt bekommt: Stets gibt es etwas, das absolut untersagt ist, bei Strafe des Verstoßenwerdens.

Psyche bekam allabendlich im Dunkeln Besuch von ihrem Liebhaber, durfte jedoch nie die Öllampe anzünden.

Blaubarts Frau durfte alle Zimmer im Schloss öffnen, nur nicht das eine.

Raymond bekam von seiner Frau Melusine Reichtümer und zehn Kinder, durfte sie aber bei ihrem samstäglichen Bad keinesfalls stören.

Orpheus durfte seine verstorbene Gemahlin Eurydike aus der Unterwelt mitnehmen – vorausgesetzt, dass er sich nicht umdrehte und schaute, ob sie ihm folgte.

Drei Mal darf man raten, was als Nächstes geschah.



I.

ES WAR EINMAL



Es war einmal eine Winternacht. Es war einmal eine Frau, die aus ihrem Haus taumelte, unter einem viel zu schweren Rucksack gebückt ging. Diese Frau bin ich. Diese Nacht ist jetzt.

Ich hätte alles Mögliche mitnehmen können, aber das Erste, was ich in den grauen Rucksack stopfte, war mein Tagebuch. Danach das Heft, das diesen Zweck im Jahr zuvor erfüllt hatte. Und dann das vom Jahr davor. Mit jedem Buch, das in meiner Tasche verschwand, zeigte sich, welchen Teil von mir ich aus diesem Haus mitnehmen wollte: nicht nur die letzten Monate, sondern auch das ganze letzte Jahr und letztlich alle Jahre, die wir zusammen verbracht haben. Ich stapelte eines auf andere, bis der Rucksack voll war.

In die Verschlussklappe schob ich Zahnbürste, Handy, EC-Karte und verschwand.

Das Brunnenbecken der Brüsseler Vismet ist leerpumpt, bedeckt von einem glitschigen Bretterboden, auf dem vor Kurzem noch der Weihnachtsmarkt stand.

Mitten auf dem Fischmarkt befindet sich ein Sockel mit einem großen Zahnrad, ein Überbleibsel aus der Zeit, als hier ein Hafan lag. Neben dem Sockel stelle ich

meinen Rucksack ab und setze mich auf den Rand, in den Widerschein der Restaurants.

So zerbrechlich wie jetzt habe ich mich noch nie gefühlt. Meine Ellbogen und Knie zittern. Dem gestreckten Bein ist nicht zu trauen, und der Arm fühlt sich an, als könnte er jeden Moment einknicken.

All die Seiten, all die ernsthaften Notizen, mit denen ich die Liebe verankern wollte, welche ich gerade gelichtet habe. Ein Anker ohne Schiff ist Kitsch, überflüssiger Ballast, dessen Unverrückbarkeit plötzlich nur noch unpraktisch ist.

Ich stelle mir vor, wie ich aufstehe, meinen Rucksack hierlasse und einfach gehe. Ich könnte einen halben Krebs essen und von meinem Tisch aus zusehen, wie Obdachlose nach meinem Rucksack greifen und die Episoden aus unserem Leben hervorholen, während ich im Innern des Lokals das warme Fleisch aus dem Panzer herauslöse.

Aber ich bleibe sitzen.

Erst als ich völlig durchgefroren bin, suche ich mir ein Hotel, den Rucksack auf dem Rücken.

×

Deinetwegen war ich schon mal in einer Winternacht unterwegs. Zehn Jahre ist das jetzt her.

Wir waren siebzehn. Ich war ein Nerd aus dem neun-

zehnten Jahrhundert, der seinen Schokoladenbuchstaben, den er zu Nikolaus bekommen hat, bis Ostern aufhebt, um ihn dann weiß verfärbt über den Seiten von *Middlemarch* aufzuknabbern.

Du warst damals ein schöner junger Mann, den ich kaum kannte, obwohl ich dich gern beobachtete. Wie eine Comicfigur nahmst du eine schräge Pose nach der anderen ein. Das Einzige, worüber du nie Witze machtest, war dein «Pa», der dir eines Tages in der Mittagspause deine vergessenen Sportklamotten brachte. Wir saßen alle beim Essen am Tisch und sahen zu, wie er sein goldfarbenes Auto vor der Schule abstellte, du eiltest ihm entgegen. Vater und Sohn trafen sich auf dem Weg, der an der Fensterfront der Schulkantine vorbei zum Eingang führte. Er erklärte dir gestenreich irgendwas, während du ausnahmsweise völlig reglos dastandst. Du nahmst die Sporttasche in Empfang, ließst dich seelenruhig umarmen und drehtest dich vor dem Eingang noch einmal um, um ihm zu winken.

In den darauf folgenden Monaten saßen wir in der Pause immer öfter an einem der Kantine tische nebeneinander – ein jeder flankiert von seinem festen Freundeskreis, der als Alibi diente: Du rücktest an den Rand von deinem, und ich näherte mich dir gedeckt von meinem, bis meine Brotdose in fast jeder Pause neben deiner Pommesschale stand.

Während der Unterhaltungen lauschten wir einander mit einer Gier, die ich erst später als Liebe erkannte. Erzähl mir von dir. Erzähl mir, wie du als Kind so warst.

Warst du aufbrausend? Ungezogen? Wofür darf ich dich jederzeit wecken, wie hießen deine ersten Freunde, welche Musik hörst du gern, bist du unausstehlich, wenn du krank bist?

Irgendwann im Dezember, als wir in der Kantine saßen und du gerade dabei warst, mit der Spitze deines Zirkels den Anfangsbuchstaben deines Namens in den Tisch zu ritzen – ich war schon an dem Punkt angelangt, an dem ich deinen Namen überall vermutete –, sagtest du: «Schokolade. Für Schokolade darfst du mich jederzeit wecken. Sogar um drei Uhr nachts.»

Du strotztest nur so vor Selbstbewusstsein. Du trugst Glitzerohrringe und trotz deiner schwächtigen, fast mageren Figur eine weite Hose und eine riesige schwarze Jacke mit Fellkragen. Dieses Outfit brachte dir den Spott des bebrillten Teils unserer Gymnasialklasse ein, aber du konntest dir das leisten, wegen deiner nicht abreißen Schar von Freundinnen – lauter frühreife Mädchen aus unteren Klassen. Seit Neuestem fuhrst du mit Tania auf deiner Enduro herum, ein ziemlich angsteinflößendes Mädchen, dessen Neontanga greller leuchtete als dein Rücklicht.

An diesem Mittag sagte ich kein Wort. Aber beim Schlafengehen stellte ich meinen Wecker auf halb drei und schob ihn unters Kissen. Meine Kleidung hatte ich bereits rausgelegt: meine einzige schwarze Unterwäsche, darüber eine graue Wollhose und eine dünne Karojacke, die ich secondhand in Antwerpen erstanden und deren orangenes Futter ich mit groben Stichen neu



befestigt hatte. In ihrer Innentasche steckte das aus der Handtasche meiner Mutter entwendete Handy, weil ich noch kein eigenes besaß.

Derart ausgestattet erklimmte ich mit dem Rad den Hügel. Die Straßen lagen völlig verlassen da und glänzten.

Deine Telefonnummer konnte ich auswendig. Um punkt drei tippte ich sie ein, im Schutz der Bäume, auf die eure Wohnung hinausging. Noch immer ist sie neben meiner die einzige, die ich auswendig kann.

Du gingst dran. Als ich sagte, dass ich bei dir vor der Tür stehe, schwiegst du zunächst mehrere Sekunden. Bestimmt fandst du mich gestört – wenn nicht in diesem Moment, dann am nächsten Tag in der Schule. Als du rauskamst, warst du verschlafener, als ich dich je erlebt hatte – auch wenn du später, wenn wir gemeinsam unseren Gründungsmythos erzählten, stets behauptet hast, das Ganze bewusst geplant zu haben. «Ich weiß noch, wie ich dachte, soll ich mein Handy ausstellen? *Na ja*, dachte ich, *na ja*, diese Bregje ...»

Damals sagtest du «Hi» und fuhrst dir mehrmals durchs Haar, das dir nach allen Seiten vom Kopf abstand. «Ich hab Schokolade dabei», sagte ich, woraufhin ich mit meinem Latein am Ende war. Du hattest geblufft und behauptet, dass du mich reinlassen, einen Film einlegen und Popcorn machen würdest, aber das Schweigen hielt an, bis du sagtest: «Sollen wir eine Runde um den Block drehen?»

Wir liefen durch das nächtliche Viertel. Auf dem Spielplatz vor deiner Grundschule setzten wir uns auf eine Bank, und da holte ich die Schokolade hervor: dunkle Pralinen mit spanischem Pfeffer, die mein Vater von einer Geschäftsreise mitgebracht hatte. Sie hatten die Form von Brustwarzen, und auf der Schachtel, die zwischen uns lag, stand in geschwungenen Buchstaben: *Nipples of Venus*. Das sollte eigentlich genügen.

Doch als hätten wir Angst vor etwas so Erwachsenem, redeten wir noch fast eine Stunde über die frühesten Jahre, an die wir uns erinnern konnten: du über deine Grundschulzeit und ich über meine. Dass du damals wegen der Reste vom Vortag aufgezogen wurdest, die dir dein Vater für die Pause mitgab, und dass ich von den Jungs verboten bekam, beim Fußball mitzuspielen. Dass wir uns beide als Außenseiter gefühlt hatten. Gemeinsam waren wir zwei Hälften einer Form, die schon seit langem darauf wartete, gefüllt zu werden.

Wir liefen noch eine Weile durch die ausgestorbenen Straßen. Irgendwann sagte ich, ich geh dann mal wieder, und du fragtest, ob ich nicht kalte Hände hätte. Wir standen einander im Schein einer Straßenlaterne gegenüber, und du nahmst meine Hand. Ich hatte Angst, du könntest an meinen Fingern merken, wie weich meine Knie waren, denn das waren sie. Ich bebte, es war Ende Dezember, und ich war schon seit anderthalb Stunden in meiner viel zu dünnen Jacke unterwegs. Ich dachte: Ich kenne das aus Liedern. Weiche Knie.

Deine Hand war wärmer als meine. Mit einem kleinen Ruck zogst du mich an dich, sodass ich auf die Zehenspitzen ging und nach vorn kippte.

Die einzige Erfahrung, die ich bisher mit einer fremden Zunge hatte, war das eine Mal, als meine Mutter Kalbszunge gebraten hatte. Die rauen Papillen, die wie eine zähe, reglose Kopie auf meinen lagen, waren mit ein Grund, warum ich es in Sachen Jungs noch nicht besonders eilig hatte.

Aber in dieser Nacht schnappte ich dermaßen begierig nach deinem pfeffrigen Mund, dass du lachtest und sagtest: «Immer mit der Ruhe.» Ich holte tief Luft, und mein Rückgrat knackte, sortierte sich neu wie Holz bei plötzlicher Hitze. So ist das also!, dachte ich. Jetzt geht es los.

Inzwischen bin ich sechszwanzig und habe immer noch keinen anderen Mann geküsst. Meine Zunge kennt deine spitzen Zähne, die einen schiefen Klumpen inmitten deines breiten Grinsens bilden.

Am nächsten Tag machte die Geschichte meiner nächtlichen Mutprobe die Runde: Ich hatte niemandem was davon erzählt, aber egal, an wem ich vorbeiging, das Gespräch erstarb. Die Niederländischlehrerin unterbrach den Unterricht, als sie davon erfuhr. Dein Freund Jesse fiel von der Treppe, als du es ihm auf dem Weg zum Chemieunterricht erzähltest, und meine Freundinnen verließen kollektiv die Griechischstunde, um aufs Klo zu gehen. Nach zehn Minuten ertappte ich sie bei einem Konklave auf dem Flur. Das hatte niemand

von mir erwartet. Ich hatte nie auch nur das geringste Interesse an Jungen gezeigt, und meine Freundinnen hatten mich insgeheim für lesbisch gehalten.

Doch jetzt wollte ich die Liebe erleben. Und entschied mich für dich. Oder aber du bist mir einfach so passiert, weil du in meine Klasse gingst, weil du der Frechste warst, und weil du jedes Mal die Ohren hochgezogen hast, wenn du dir einen Witz ausdachtest.

## TAG 2

*Montag 16. Februar 2015*

Als der Wecker klingelt, muss ich mich mühsam aus dem Schlaf hochkämpfen, so als würde ich nicht *auf*, sondern *unter* der Matratze wach.

Das Erste, was ich sehe, ist das Kunststofffenster. Das Fenster befindet sich auf der falschen Seite des Zimmers. Erst als ich es eine Weile angestarrt habe, sehe ich das in das Kissen eingestickte Logo: ein stämmiger Mann, der den Himmel auf seinen Schultern trägt.

Ich drehe mich um, zur leeren Seite des Bettes. Am Nachttisch lehnt der Rucksack voller Tagebücher. Mein ganzer Körper fühlt sich an, als hätte ich eine Treppenstufe verfehlt. Ich habe keinen Plan, keine Bleibe und keine Ahnung, wie ich einfach so durch die Maschen meines eigenen Lebens fallen konnte.

Du hast mir nichts geschickt, dafür sehe ich, dass du nachts um halb drei im Beitrag eines mir Unbekannten markiert wurdest. Du hast den Arm um ihn gelegt, während ihr ein halb leeres Glas hebt. Du hast dein

Hemd aufgeknöpft und siehst gut, aber auch verbissen aus, wild entschlossen, dich verdammt noch mal zu amüsieren.

Ich like das Foto, bevor ich es wegklicke.

Es fühlt sich komisch an, in einem Bett zu liegen und es nicht verlassen zu wollen. Dieses Gefühl hatte ich noch nie, und von mir aus kann es gern für immer so bleiben.

Ich hab nicht mal die Bettdecke unter der Matratze hervorgezogen: Meine Zehenspitzen sind der einzige Störfaktor. An der Wand hängen Kunstdrucke, die ich schon so oft gesehen habe, dass sie sich fast schon bis zur Unkenntlichkeit abgenutzt haben. Nichts in diesem Zimmer weist darauf hin, dass hier schon mal jemand anderes geschlafen hat, ja dass es überhaupt andere Menschen gibt.

Neben dem Bett steht mein Rucksack. Dort, wo sich die Notizbuchkanten hineinbohren, ist der raue Stoff ausgebeult. Fünfundvierzig Liter fasst dieses Ungetüm mit den grauen und dunkelroten Fächern – ein Rucksack, mit dem ich schon durch den schwedischen Wald gewandert bin. Irgendwann mal habe ich vorne mittig ein Bügelbild aufgebracht, das eine auf den Hinterbeinen stehende Ratte zeigt. Ihr Schwanz hat sich gelöst und steht vorwitzig ab.

Ich setze mich im Bett auf, ziehe den Rucksack zu mir her, schlage die Decke zurück und staple ein Heft nach dem anderen auf den Nachttisch. Ein bunter Turm entsteht, der schwankt, weil manche Kladden

kleiner sind als andere. Die oberen sind zehn Jahre alt, das unterste Tagebuch ist das aktuelle. Nur die Kladden aus meiner Pubertät sind noch zu Hause. Was jetzt neben mir liegt, beinhaltet die Hälfte meines Lebens oder besser gesagt meines bewussten Lebens, was für mich auf dasselbe hinausläuft.

17.5.10

*Im Bad stellte sich Luc hinter mich und öffnete meinen Morgenmantel, um meine Brüste zu streicheln, meinen Hals zu küssen. So verharrten wir eine ganze Weile – er mit seinen braunen Händen auf meinem weißen Körper, mit seinem herrlichen Hals neben meinem. Wir liebten uns im Stehen vor dem Spiegel, obwohl ich meine Tage hatte, obwohl ich müde war und wusste, dass ich es ihm zuliebe tat (Hauptsache, er wusste das nicht). Als er kam, fielen rote Tropfen auf den Fliesenboden. Er schmiegte sich an mich und sagte, er finde das überhaupt nicht schlimm: Nicht erschrecken, Liebling!*

*Heute Morgen wurde ich davon wach, dass er das Bett verließ, um aufs Klo zu gehen. Weil er mitbekam, dass ich mich rührte, zog er mitten im Zimmer und ohne sich umzudrehen, die hellblauen Boxershorts runter, entblößte seine braunen Pobacken und wackelte damit. Als er zurückkam, bedeckte ich ihn mit Küssen – trunken vor Glück, weil er hier bei mir im morgendlichen Bett war, lachend und mich verschmitzt anblinzeln.*

*Das passiert mir oft mit Luc: dieses Verlangen aus der*

*Ferne nach dem Moment, den ich gerade erlebe – eine Art Vorahnung von Nostalgie. Was auch oft passiert: Dass ich das ungute Gefühl habe, den Moment erst dann ungestört genießen zu können, wenn er vorbei ist. Seinen Widerschein, so wie man auch nicht direkt in die Sonne schauen kann.*

Ich habe auch eine von den noch leeren Kladden eingesteckt, die stets auf Vorrat bereitliegen. Auf der Bauchbinde steht SÄUREFREIES PAPIER. Ich werde mir Mühe geben.

Dem alten Tagebuch gebe ich den Titel *Insomnia*. Damit beschrifte ich sein Rückenetikett. Jede Kladde wird etikettiert, mit einem einzigen Wort versehen, das die jeweilige Lebensphase beschreiben soll. Die Reihe endet nun so: *Ehe. Brüssel. Mein Romandebüt. Insomnia*. Und was jetzt?

*Therapie? Hysterie?*

Was muss ich tun, bevor ich *Harmonie* schreiben kann?

×

Die Flecken auf meiner Haut werden knallrot unter der heißen Dusche. In den letzten Monaten haben sie juckend und sich schuppend immer mehr Terrain erobert. Sie bilden ein seltsames, regelmäßiges Muster auf meinem Rumpf, so als hätte ich ein zu enges Netzhemd getragen.

Mit großem Widerwillen tausche ich den makellosen



Bademantel gegen meine alten Klamotten. Mit Hilfe von Unterhose, Hose und Bluse hülle ich mich in den Angstschweiß von gestern.

Am Frühstücksbüffet ist das gesamte Angebot auffällig niedlich. Mini-Croissants, Mini-Brötchen, Kirschtomaten und Melonen in Marmelgröße. Je mehr man davon isst, desto weniger wird man. Ich gebe etwas davon auf meinen Teller und setze mich in eine Ecke.

Abgesehen von mir sind bloß Männer hier, ein jeder allein an seinem Tisch. Sie wischen mit einer Hand auf dem Handy herum und stecken sich mit der anderen Winznahrung in den Mund. Ich lege mein Tagebuch auf den freien Platz gegenüber.

Ich sollte wieder nach Hause gehen. Jetzt sofort, wo du noch im Bett liegst. Wir sollten uns aussprechen. Aber ich will nicht noch eine Nacht stocksteif neben dir liegen, als müsste ich zwischen Kissen und Fußende einen Abgrund überbrücken. Lass mich noch eine einzige Nacht woanders schlafen.

Airbnb-Wohnungen sieht man sofort an, in welchen gewohnt wird, und welche ausschließlich zum Vermieten gedacht sind. Fotos von Letzteren zeigen die Illusion eines Zuhauses, unangetastet von der Realität. Es sind Wohnungen, auf deren Fensterbänken große weiße Lettern das Wort HOME buchstabieren, oder in denen am Griff von fast jedem leeren Schrank ein Strohherrz

hängt. An mehreren Wänden entdecke ich das Schild mit FAMILY RULES: *work hard / laugh out loud / always say I love you / keep your promises / try new things*. Als ob das reichen würde.

Gleich nachdem ich etwas reserviert habe, checke ich aus und gehe zum Bahnhof, wo ich meinen Rucksack in einem Schließfach lasse. Ich habe keine Lust auf neugierige Fragen. Anschließend gehe ich in die Arbeit.

Während ich im Auktionshaus Mails von Fremden beantworte, die ihre Erbstücke anbieten – manchmal abschlägig, manchmal interessiert – blinken auf meinem Handydisplay immer neue verpasste Anrufe von Schwestern, Eltern und Freundinnen auf. Die Nachricht spricht sich herum. Ich habe nicht den Mut, sie zurückzurufen. Was sollte ich auch sagen? Das Freizeichen, das sie zu hören bekommen, wenn sie versuchen mich zu erreichen, fasst meine Situation am besten zusammen.

Keine Ahnung, warum ich nicht in unsere Wohnung zurückkehre, mein Argument ist Bauchweh.

Nach der Arbeit komme ich ihr allerdings gefährlich nah, weil ich mir in meinem Lieblingsladen einen neuen Slip kaufen will. So kann ich mir sicher sein, dass er zu einem meiner BHs passen wird – eine Form von vorausschauendem Denken, die dich ganz wahnsinnig macht.

«Wenn man dich nach einem Bombenattentat finden würde, dürfte es nicht weiter schwerfallen, dich wieder zusammensetzen.»

Dass du dem Farbcodes meiner Unterwäsche trotzdem etwas abgewinnen kannst, weiß ich, weil du mal bei Freunden nachgehakt hast, ob deren Freundinnen auch stets farblich aufeinander abgestimmte Dessous tragen, um mir anschließend geschmeichelt zu erzählen, dass dem nicht so ist. Hin und wieder steckst du einfach einen Finger in meinen Ausschnitt und wirfst einen Blick unter meine Kleidung, nimmst dir einen Vorschuss auf Verlangen so wie du auch bereits vor dem Essen die größten Leckerbissen aus dem Topf angelst. Ich finde das schade, weil ich das Ausziehen dann nicht mehr so spannend gestalten kann, worum ich mich nach neuneinhalb Jahren immer noch bemühe. «Du verdirbst dir den Appetit», sage ich dann, woraufhin du so tust, als würdest du durch einen Bauchschuss gefällt werden.

Während ich den Slip zahle – zwanzig Euro –, höre ich dich zum x-ten Mal sagen, dass ich zu viel nachdenke.

Ich war nicht immer so sorgfältig gekleidet. In der Grundschule trug ich eine Zeitlang zwei verschiedene Strümpfe. Ich hatte Mitleid mit den verwaisten Exemplaren im Wäschekorb und wollte gern etwas Besonderes sein. Dasselbe Ziel, wenn auch mit umgekehrter Strategie, verfolge ich mit meiner farblich aufeinander abgestimmten Unterwäsche – so wie du dich damals mit blauen Haaren abheben wolltest und heute mit einem perfekt geschnittenen Anzug.

Heute Abend übernachtete ich bei einem flämischen Pärchen in Elsene.

Der Mann mit dem schütterten Haar, der mir aufmacht, bietet mir zweimal an, mir den Rucksack abzunehmen, während seine hinter ihm stehende Freundin die Geste in kleinerem Maßstab wiederholt.

Sie haben das richtige Sofa, die richtigen Pflanzen und ein Bambus-Thema, das sich durch die ganze Wohnung zieht. Sie ist klein, aber dank maßangefertigter Einbauschränke optimal genutzt. Die Einrichtung macht mich nervös, so als könnte ich nicht mehr hineinpassen, wenn ich zu tief einatme.

In einer Nische links vom Fernseher liegen aufeinander gestapelte Holzscheite. Weil es keinen offenen Kamin gibt, sehe ich direkt vor mir, wie sie mit diesen Scheiten ankam – ein «gemütlicher Touch», den sie sich von einer Designbeilage abgeschaut hat. Teile eines toten Baumes, die ihnen dabei helfen sollen, Wurzeln zu schlagen.

Meine Gastgeberin fragt, ob ich Tee möchte, den sie mir auf einem Bambustablett bringt. Es ist gerade groß genug, um die Tasse und eine Schale mit Schokoladetäfelchen zu beherbergen. Für den Löffel ist eine Extravertiefung vorgesehen.

Das gemietete Zimmer hat rosa Wände. Darin stehen ein Bett, eine Kommode, ein kleiner Schreibtisch und ein Schrank, ansonsten ist es vollkommen schmucklos.

Als ich den Schrank öffne, um meinen Rucksack darin zu verstauen, sehe ich, dass der bis obenhin voll ist.

Strampler, Schühchen so groß wie mein kleiner Finger, Spucktücher in allen Farben. Fünf verschiedene Stofftiere. Eine Nachtlampe mit Zirkuspferden. Spuren einer Geschichte, die ein böses Ende genommen oder nie wirklich angefangen hat.

Dann schiebe ich meine eigene Geschichte eben unter Bett. Irgendwo in meinem Rucksack muss sich die Antwort auf die Frage befinden, warum ich trotz meiner vielen Worte eine Geschichte lebe, die sich mir entzieht. Warum ich hier gelandet bin, an diesem Ort, an dem alles stimmt, und an dem ich dermaßen vor die Hunde gehe.

Unsere Wohnung, die ungefähr drei Kilometer entfernt ist, hat keinen Kamin mehr. Der wurde beim Einbau der Zentralheizung zugemauert. Für Wärme sorgt seitdem ein Heizkörper in der Ecke. Trotzdem haben wir über dem Sims die großen Lettern angebracht, die wir einst zu Nikolaus von meinen Eltern bekamen, ein Gedicht von Willem Hussem:

*All das Holz  
neben dem Kamin  
für ein einziges Feuer*

*Wärme braucht  
jahrelanges Wachstum*

Davon würde es immer mehr geben, verspricht das Gedicht, versprochen meine Eltern. Und die sollten es ei-

gentlich wissen, weil sie auch schon seit der Mittelstufe zusammen waren.

Noch mehr Wärme. Noch mehr Liebe.

Erst jetzt fällt mir das eine Feuer wieder ein.

×

14.1.10

*Luc, der sich gerade im Bad rasiert, singt: tūdūdūdū, dūū ... Und imitiert ein Tröten. Dann Fischlaute. In diesem Moment ist er so entwaffnend, so rührend, dass ich ihn mit-samt seinen Rasierschaumwangen küssen möchte. Gleich-zeitig hoffe ich, dass er immer so bleiben, beim Rasieren immer mal wieder Fischlaute von sich geben wird.*

Es dauerte eine Weile, bis ich diese Seite von dir zu sehen bekam. Anfangs warst du in erster Linie der coole Typ mit der großen Klappe, extrem charmant, aber auch anstrengend. Zähneknirschend hörte ich mit an, wie du in der Pause damit prahltest, im Dessous-Laden an der Hauptstraße nach einem Werbeplakat zum Masturbieren gefragt zu haben. Vor dem Hinsetzen zogst du jedes Mal betont die Hose hoch. So als hättest du sonst nicht genug Platz für deine «Kronjuwelen» – eine Ges-te, die ich zu meiner Verärgerung durchaus aufregend fand. Und wenn eines der Mädchen während des Unter-richts aufs Klo musste, hast du nachgemacht, wie sie

ihren Tampon rauszieht und *pschhhh*, das Blut innerhalb weniger Sekunden nur so von den Wänden spritzt, während das Mädchen durch die Gegend kreiselt wie ein unter Druck stehender Gartenschlauchkopf. Wenn dann bei ihrer Rückkehr alle in lautes Gelächter ausbrachen, hieß es: «Hey, das ging aber schnell. Nur auf deinen Wangen sind noch ein paar rote Spritzer.»

Ab und zu fielst du aus der Rolle: Dann hast du aus dem Fenster geschaut, mit den Augen eine Katze verfolgt, die draußen durch die Beete schlich, und so weit weg gewirkt, als hätte man nur bei dir die Pausetaste gedrückt.

Das erste Mal, dass ich so etwas wie Zärtlichkeit für dich empfand, war, als wir im Niederländischunterricht unser Lieblingskinderbuch nennen sollten. Deines war Michael Endes *Die unendliche Geschichte*.

Gerührt sah ich mich um. Ich staunte, dass du, der angeberische Sprücheklopfer, dich mit der Hauptfigur Bastian Balthasar Bux identifizieren konntest, mit dem schüchternen, pummeligen Jungen, der beim Sport nicht mithalten kann und von seinen Klassenkameraden gehänselt wird, sodass er sich mit einem Buch auf dem Schuldachboden versteckt.

Dieses Buch hat Bastian spontan aus einem Antiquariat mitgehen lassen, weil er das Gefühl hatte, es einfach lesen zu *müssen*. Und sobald er es aufschlägt, weiß er auch, wieso es ihn magisch angezogen hat. Es scheint von ihm zu handeln, von Bastian Balthasar Bux, der sich

auf dem feuchtkalten Dachboden seiner Schule versteckt hat, zwischen ausgemusterten Sportgeräten. Die Hauptfigur dieses Buches ist er selbst, was natürlich unwiderstehlich ist.

*Die unendliche Geschichte* ist zweifarbig gedruckt: Rot steht für die normale Welt, Grün für Phantásien, die Fantasiewelt, in der Bastian landet, und die er retten muss. Phantásien wird nämlich von allen Seiten vom Nichts verschlungen. Es verschwinden schlichtweg ganze Teile, weil die Menschen den Weg in dieses Land nicht mehr finden. Sie glauben, es gäbe es gar nicht. Währenddessen wird die Menschenwelt immer grauer und eintöniger, aber auch immer weniger echt: Jede Fantasiegestalt, die im Nichts verschwindet, taucht in der Menschenwelt als Lüge auf.

Bastian kann Phantásien retten, aber er zögert: Er hat Angst, man könnte ihn dort auslachen, weil er so ein Pummelchen ist. Als er endlich doch nach Phantásien geht, wünscht er sich, immer schöner, stärker und heldenhafter zu werden, und jeder Wunsch geht sofort in Erfüllung. Während er zunehmend zum typischen Helden wird, vergisst er nach und nach, wer er war und wo er eigentlich herkommt – dass er auf diesem muffigen Schuldachboden sitzt, und dass sein Vater nach ihm sucht. Mit der Zeit entwickelt er sich zu einem grausamen, unausstehlichen Kerl. Je mehr er sich der Geschichte bemächtigt, je mehr sie ihn verschlingt, desto mehr stellt sich die Frage, ob er je wieder zurück kann.



Dieses Buch war das erste, über das wir uns ausgetauscht haben.

Als ich dir nach dem Unterricht sagte, dass wir dasselbe Lieblingsbuch haben, fiel dir zum ersten Mal keine schlagfertige Antwort ein.

Erst als ich Bastian Balthasar Bux in dir sah, begriff ich, dass meine zurückhaltende Art und dein Draufgängertum ein und denselben Ursprung hatten.

Im Tierreich gibt es zwei Möglichkeiten, einem Raubtier zu entkommen: Entweder man versteckt sich, nimmt eine Tarnfarbe an und verharnt reglos (meine Taktik) oder aber man demonstriert mit Hilfe von grellen Farben: Vorsicht, ich bin giftig, von mir bekommst du Bauchschmerzen – so wie die Schwebfliege, die sich mit ihren gelbschwarzen Streifen als Wespe ausgibt.

Wie die Seeanemone konntest du unter günstigen Bedingungen von überwältigender Farbenpracht sein, wenn du Anekdoten erzählt hast, die langen Beine von dir gestreckt, lebhaft mit den Armen fuchtelnd und ganz in deine Geschichte vertieft ... nur um dich dann bei einer falschen Berührung winzig klein zu machen. Als wir dann ein Paar waren, hast du dich in solchen Momenten zusammengefaltet auf meinen Schoß verkrochen, auch wenn nur dein Kopf darauf Platz hatte; ich war noch schwächer als du.

Es beruhigte mich, dass ich nicht hätte sagen können, welche Version von dir «die echte» war: Im Gegenteil, gerade deine Bandbreite bewies mir, dass du *lebst*. Dein ständiger Rollentausch gab mir das Gefühl, dass bei dir

auch genug Platz für jede Menge Ausprägungen von mir war. Du hast gesagt, du würdest mich auch lieben, wenn ich manisch-depressiv würde oder mit über achtzig verschrumpelt wie eine Rosine, und ich habe dir geglaubt.

×

Das wichtigste Buch, über das wir uns nicht ausgetauscht haben, ist mein erster Roman.

Du hast es nicht geschafft, mein Debüt auszulesen. Eine Woche nach seinem Erscheinen, was inzwischen ein halbes Jahr her ist, fragte ich – nervös und neugierig –, wie du es findest. Du meinstest, du wärst noch nicht dazugekommen, es zu lesen: Du hättest gerade so viel um die Ohren und wolltest ihm gebührende Aufmerksamkeit widmen.

Als ich dich zwei Wochen später erneut danach fragte, meinstest du, es wäre komisch für dich, dass ich mich so anders anhöre als sonst, und dass du dich erst noch an die Stimme auf dem Papier gewöhnen müsstest.

Beim dritten Mal meinstest du, du fändest das Buch schwer lesbar. In der gesamten Zeit bist du über dreißig Seiten nicht hinausgekommen.

Du hattest mich jahrelang ermutigt und die Entstehung des Buches interessiert verfolgt, obwohl ich gegen Ende immer öfter gedanklich abdriftete und in meiner eigenen Geschichte versank. Du hast mich getröstet, wenn ich das Buch wieder mal misslungen fand, und Zwei-

drittel der Miete bezahlt, um mich beim Schreiben zu unterstützen.

Ich fragte dich nicht mehr danach, suchte nur noch ab und zu nach dem Buch, das auf der Fensterbank unter einem wachsenden Post- und Zeitschriftenstapel verschwand, und kontrollierte, wo sich der Brief vom Finanzamt befand, der dir als Lesezeichen diente und keine Seite weiter vorrückte.

Ganz vorn hatte ich dir eine Widmung hineingeschrieben. *Wie oft hast du mich gefragt: Wo bist du mit deinen Gedanken? Die Antwort hältst du jetzt in Händen, und wenn du mich suchst: Ich bin um deinen Finger gewickelt.*

Jedes Mal, wenn ich das Buch wieder zuklappte, wuchs meine Überzeugung, dass etwas nicht stimmte.

×

Inzwischen ist es genau um die Zeit, zu der du normalerweise deinen Arbeitsplatz verlässt, der sich gleich um die Ecke befindet. Weil du es nicht leiden kannst, allein zu essen, dürftest du durchs Viertel irren und nach einem Lokal Ausschau halten. Oder aber du machst Überstunden, versuchst, dich abzulenken, «dich zu verlieren». So heißt es gern, wenn man nach so einem Moment ziellos umherirrt, nach einem Schock. Als ob man in solchen Momenten nicht längst halb verloren wäre.

×

Ich habe heute wie besessen gelesen, sogar in der Arbeit, in der Hoffnung, dich dadurch wieder so sehen zu können wie früher. Vielleicht war es verrückt von mir zu gehen; vielleicht finde ich durch die Lektüre den Weg zurück.

Ohne dich finde ich nur teilweise Zugang zu dem, was ich geschrieben habe: Jetzt, wo ich mich in diesem rosa Zimmer vor dir verstecke, ist «Wir» ein seltsames, unzugängliches Gebiet, und meine Tagebuchseiten kommen mir vor wie Eintrittskarten, die ihre Gültigkeit verloren haben, weil sie von etwas abgetrennt wurden. Neben der Perforation stand der übliche Warnhinweis, dass das Ticket nur mit Abriss gültig ist.

Trotz aller guten Vorsätze laufe ich zur Louisalaan. Ich habe Angst, dir zu begegnen und sehne mich gleichzeitig danach, einen Blick auf dich zu erhaschen.

Von der gegenüberliegenden Straßenseite schaue ich nach, ob noch Licht in deinem Stockwerk brennt und zähle die Fenster. Bei dir ist Licht an, sonst sehe ich nur einen Teil der Systemdecke und eine Ecke des Hängemappenschanks. Er enthält die Akten bereits abgeschlossener oder noch aktueller Fälle, von denen du abends regelmäßig ein paar mit nach Hause nimmst.

Ich habe dir nie erzählt, dass ich kurz bevor und kurz nachdem wir etwas miteinander anfangen, manchmal abends mit dem Rad den Hügel zu dir raufgefahren bin. Ich lief im Dunkeln um dein Haus, in der Hoffnung,

dich aus der Ferne am erhellten Fenster zu sehen. Siebzehn war ich damals, und siebzehn sein war ein Vollzeitjob. Sogar die Entscheidung für eine bestimmte Unterwäsche war eine tägliche Beichte, mit der ich mir morgens eine Hoffnung oder Erwartung eingestehen musste, die ich dann abends heimlich in den Wäschekorb warf, damit ich sie wieder aufs Neue anziehen konnte, frisch und blütenrein. Siebzehn sein bedeutete, mich zwischen den Bäumen herumzudrücken und zu warten, während es anfang zu regnen. Diese eine Tätigkeit, *warten*, schloss eine schwindelerregende Anzahl unbekannter Dinge mit ein, eng zusammengerollt in meinen geballten Fäusten. Alles lag noch vor mir.

Und auch wenn du nicht am Fenster deiner Wohnung aufgetaucht bist, schien das Zimmer dermaßen bedeutungsschwanger zu sein, dass es sich nach außen wölbte und die anderen Zimmer verdrängte. Ich sah einen Tisch mit vier Rattanstühlen, einen dicken Kater auf der Fensterbank, ein Sofa mit einer schmutzigen beigen Decke und darauf die beginnende Glatze deines Vaters, seine plumpe Gestalt. Sogar er hatte eine Aura, weil er eine größere, gröbere Ausgabe von dir war, ein unförmiger Klotz, aus dem mein Blick dich herausmeißelte, wenn ich mir hier ein Stück von der langen Nase und dort eines vom Bauch wegdachte.

Erst als du mich das erste Mal zu dir nach Hause einludst, merkte ich, dass ich die ganze Zeit ins falsche Wohnzimmer gespäht hatte. Dass ich mich dermaßen vom Anblick des ungepflegten Nachbarn hatte verfüh-

ren lassen, war für mich nicht etwa ein Beweis für die Beliebigkeit meiner Liebe, sondern vielmehr für ihre Kraft: Ich hatte dich aus anderen Eltern erschaffen, jede nur erdenkliche Vergangenheit komplett in meine Liebe zu dir integriert und wollte das auch in jeder nur erdenklichen Zukunft so halten.

×

Wenn eine Beziehung der Traum von einer gemeinsamen Zukunft ist, dann ist eine Trennung der Moment, in dem diese Zukunft in ihre Einzelbestandteile zerfällt. Auf einmal scheint Lucs Zukunft eine andere zu sein als meine, die davon abbricht.

Während ich in meinem rosa Gästezimmer wach-  
liege, erlebe ich diesen Zerfall in Einzelbestandteile immer wieder. Aus den funkelnden Scherben lege ich ein Mosaik nach dem anderen, ängstlich und aufgeregt angesichts all der möglichen Formen.

×

Ich schrecke aus einem wiederkehrenden Traum hoch. In diesem Traum wird mir auf einmal klar, dass ich meine zahme Ratte vergessen habe. Nicht erst seit Kurzem, sondern schon seit Jahren. Ich finde das Rattenmännchen in einem verdreckten Käfig vor, ohne etwas zu fressen, mit einem Wasserspender, der schon ganz grün ist vor lauter Algen. Das Tier ist nicht tot:

Es schaut mich an und nagt an den Käfigstäben, ohne Unterlass und außer sich vor Wut.

Ich habe schon seit Jahren keine Ratten mehr, aber als ich noch ein Kind war, hat dieses Geräusch meine Nächte erfüllt: das ihrer Zähne am Metall. Jetzt klingt Schlaflosigkeit nach dem Kratzen meines Füllers.

Oft kommt es mir so vor, als schriebe ich abends nur noch, um dieses Geräusch zu hören. Die Papieroberfläche ist ein riesiges Rubbellos mit einer darunter versteckten Geheimbotschaft, einem erlösenden Code. Ich bekomme kaum noch mit, dass ich bei all dem Gekratze keine Schicht abrubble, sondern eine neue hinzufüge.

Um halb vier kann ich immer noch nicht schlafen und sehe, wie mein Handy auf der Kommode aufblinkt. Auch Luc liegt wach und sagt, entschuldige, entschuldige, entschuldige, und dass ich bitte wieder zurückkommen soll.